



Die salzige **HEIMAT**

Samer Al Najjar, Kurzgeschichten
Adnan Ahmad, Bilder



Kreis Mettmann

Herausgeber:

Kreis Mettmann

Der Landrat

Sozialamt, Abteilung Integration und Soziale Planung

Kreisintegrationszentrum Mettmann

Düsseldorfer Str. 47, 40822 Mettmann

integration@kreis-mettmann.de, www.kreis-mettmann.de

Stand: 01.2018

Druck: Flyer Alarm

Gestaltung: ERA Design, Essen

Bildrechte: Fotolia.com: © jessicahyde, Titelhintergrundbild u. Hintergrundelement auf den Seiten 5-8, 14, 16, 22-27, 34 | alle Gemälde © Adnan Ahmad

Diese Veröffentlichung wird vom Kreis Mettmann im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit unentgeltlich abgegeben. Sie ist nicht zu gewerblichen Zwecken bestimmt.

gefördert durch

Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen



Ministerium für
Schule und Bildung
des Landes Nordrhein-Westfalen




Liebe Leserin, lieber Leser,

kraftvolle Kurzgeschichten und ausdrucksstarke Bilder machen das Buch „Die salzige Heimat“ zu einer ganz besonderen Lektüre. Zwei Männer, die auf unterschiedlichen Wegen aber aus dem selben Beweggrund ihre Heimat verlassen mussten und nun im Kreis Mettmann auf dem anstrengenden Weg sind sich eine neue zu erschaffen, lassen uns durch ihre Kunst an ihren Gedanken und Wünschen teilhaben. Es sind Gefühle der Einsamkeit, Hoffnungslosigkeit und des eindrucksvollen Wunsches nach Heimat und Dazugehörigkeit, die vor dem inneren Auge des Lesers entstehen. Die künstlerisch verdichteten Emotionen, die von so vielen Menschen erzählen, gewähren uns einen tiefen Einblick in die Gefühlswelt geflüchteter Menschen.

Wir wünschen Ihnen eine schöne Zeit bei der Lektüre.

Das Team des Kreisintegrationszentrums Mettmann



Die salzige HEIMAT

Samer Al Najjar, Kurzgeschichten
Adnan Ahmad, Bilder

Der Passant	6
Emessa	12
Die salzige Heimat	14
Staub	18
Drei Wunden	18
Der Briefträger	28
Biografien – Adnan Ahmad, Samer Al Najjar	32



Der Passant

Wider die Natur – Wenn Heimat nur überall sein könnte...

„Der Frühling mit seinem klaren Himmel und angenehmer Luft ist da. Die Vögel sind auch hierhergekommen. Sie folgen der Wärme. So sind sie von Natur aus. Und wir? Wir Menschen sind auch von Natur aus so. Wir folgen der Sicherheit, dem Frieden und der Anerkennung. Aber diejenigen, die Kriege führen und somit die Sicherheit und den Frieden zerstören, sind ja auch Menschen...

Seltsam... Es gibt keinen Vogel, der gerne in der Kälte lebt und freiwillig daran leidet! Er weiß sehr gut, dass er auf diese Art und Weise seinen Tod wählt! Ja, Vögel denken logisch... Sie kennen überhaupt keine Grenzen und keine Heimat. Ihre Heimat ist überall dort, wo Sicherheit und Wärme sind. Sie fühlen sich nicht etwa fremd an irgendeinem Ort auf dieser Welt, es sei denn irgendeine ihrer Lebensbedingungen fehlt."



Ich befinde mich in einem Zimmer in der Türkei und schreibe diese Zeilen in mein Heft nach einem unruhigen Schlaf. Ich bin mitten in der Nacht durch ein Taubheitsgefühl an der Schulter, dem Arm und dem Bein aufgewacht. Ich hatte ungeheure Angst und wollte meinen Cousin, der mit mir das Zimmer teilt, wecken. Der Stress und die Angst nehmen einen starken Einfluss auf meinen Körper. Ich war schon immer ein empfindlicher Mensch, der mit der Angst schlecht umgehen kann.

Istanbul ist eine wunderschöne Stadt. Die Menschen hier fühlen sich bloß viel zu fremd an! Seit zwei Wochen lebe ich hier in einem Haus, wo neben mir noch sieben Mitreisende wohnen. Wir müssen aber so schnell wie möglich nach Izmir kommen. Das Geld, das ich habe, reicht dafür natürlich vorne und hinten nicht aus.



Einer nach dem anderen steigen wir in einen Lkw ein, der uns von Istanbul nach Izmir bringen soll. Er fährt ab. Wir sind fast Hundert an der Zahl. Die Luft geht langsam aus und Kinder fangen an zu weinen. An der Decke gibt es lediglich ein kleines Fenster, denn der Lkw ist nicht für Menschentransport gemacht. Wir tragen die Kinder nacheinander zum Fenster, damit sie etwas Luft bekommen. Nach zwei Stunden sind wir endlich in Izmir. Mein Cousin und ich müssen schnell eine Bleibe finden. In dieser Stadt kennen wir niemanden. Wir irren stundenlang ziellos herum, gehen von einem Café in das andere bis die Sonne wieder aufgeht.

An meine liebe Familie denke ich fast immer. Ich verließ sie gezwungenermaßen, denn ich hatte nach meinem Studienabschluss keine Ausrede mehr gehabt, der Arme nicht beizutreten. Dementsprechend hatte ich keine andere Möglichkeit als die Heimat zu verlassen.

Nach ein paar Tagen Aufenthalt in Izmir sollte es weiter gehen – und zwar mit einem Schlauchboot nach Griechenland.

Nun bin ich an der Küste. Die größte Gefahr – der Alptraum, der mich in dem letzten Monat häufig gequält hatte, ist jetzt vor mir. Sogar der Mond und die Sterne sind von der Dunkelheit verschlungen worden. Ruhe – so wie auf einem Friedhof...



Wir hören lediglich die Geräusche der aufprallenden Wellen, was meine Angst nur noch verstärkt. Der Schlepper ruft uns auf. Die Angst steigt mehr und mehr. Er fährt uns ganz gewiss nicht selber, sondern bringt einem von uns bei, wie man das Boot steuert! Wir fahren ab. Alle haben Angst...

Nach einer Stunde hören wir das Geräusch des Motors nicht mehr. Das Boot bleibt stehen. Der Fahrer versucht es mehrmals, den Motor zum Laufen zu bringen, aber es gelingt ihm nicht.

Nach einer Menge weiterer Versuche geht es aber doch weiter!

Es vergehen drei Stunden, ehe der Fahrer mit einem Blick in die Ferne erfreut aufschreit: „Da ist Griechenland! Wir sind fast da!“ Wir erreichen die Küste. Doch zu unserem Leid merken wir, dass wir wieder in der Türkei sind! Oh Gott! Was soll das jetzt heißen?! Sicher ist nur Eins: Wir dürfen uns nicht blicken lassen! Ansonsten erwischt uns die Polizei, die oft die Küsten kontrolliert.

Achtzehn weitere Stunden warten wir wieder auf den Schlepper. Ich habe richtig Hunger und Durst. Der Schlepper gibt derselben Person dieselben Anweisungen nochmal und lässt uns fahren. Wir fühlen uns unsicher... Ich spüre die Kälte und fühle mich ganz einsam

in der Dunkelheit dieser Nacht, als ob diese Einsamkeit mein Schicksal wäre – Einsamkeit, die Wurzeln in meinem Leben schlug, seit dem Moment, in dem ich die Flucht kennenlernte.

Vierundzwanzig Stunden ohne was gegessen und getrunken zu haben... Der Hunger und der Durst werden von der Angst verdrängt. Wir sehen die Küste. Ist das endlich Griechenland?!

Wir kommen an einer Insel an. Die Person, die das Boot fuhr, reißt es sofort mit einem Messer auf. Die Insel ist leer. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Wir suchen hier Menschen. Zusammen mit drei weiteren Personen lassen wir Familien an der Küste und laufen ins Innere der Insel. Als wir auf einen Hügel steigen, sehen wir ein Polizeigebäude und eine Kirche! Dann laufen wir in deren Richtung. Da gibt es Polizisten. Wir schreien: „Haben Sie Wasser?“



Emessa

Er sagte: „Schatz, ich will dir jetzt das sagen, was ich schon Jahre lang von dir versteckte. Tatsächlich wollte ich's dir damals sagen, aber jedes Mal hatte ich keine Chance, denn ich hatte keine Zeit gehabt.

Bei jedem Sonnenaufgang hatte ich deine Augen gesehen, die mich mit boshaften Blicken erschossen, als wären sie Augen eines Serienmörders, der seine letzten Momente lebt, bevor er sein letztes Verbrechen begeht. Durch die Fenster meines Raumes und durch das Schlüsselloch der Tür erschlichen sich deine Blicke in das Zimmer hinein, nisteten zwischen den Büchern und betrachteten meine Bewegungen still. Deine Blicke pflanzten sich in dem Park an, genau neben der Bank, wo ich mich zu sitzen seit sieben Jahren

gewöhnt hatte – gegenüber unserer Bank, wo wir uns kennengelernt hatten.

Erinnerst du dich daran?!

Mein Kaffee riecht nach deinem Lieblingsparfüm. Ich atme den Geruch ein und er vernichtet meine Lungen mehr als die Zigaretten, nach denen ich schon seit 7 Jahren süchtig bin... Der Kaffeegeschmack ist seitdem salzig geworden...

Deine Finger sind immer noch um meinen Hals gewunden. Sie drücken auf ihn jeden Tag stärker, erwürgen mich und lassen mich wieder auferstehen. Deine Briefe liegen immer noch in dem Schrankregal unseres Schlafzimmers. Nachts schleichen sie sich heraus und irren in dem Zimmer herum, nehmen mein Kissen in Besitz und versuchen, mich anzugreifen. Widerstandslos lese ich sie wieder und wieder bis zum Ende der Nacht.

Dein auf dem Tisch seit Jahren liegender Ring kettet meine Hände an, hindert mich daran, zu arbeiten. Deine Seele zerrt mich in die Hölle, die sich mir jeden Tag einen weiteren Schritt annähert.

Ganz ruhig kommst du nachts und bringst die Teufel der Welt mit dir, nachdem du sie von ihrem ewigen Schlaf zur Wachsamkeit aufgefordert hattest, um mein

Herzen mit ihrem Wahn zu verschlingen. Drei Krähen schmiegen sich an dich – zwei für mein Herz, während die dritte mir neben meinem Bett ein Grab bereitet und dann durchs Fenster davonfliegt.

Deine Seele füllt meine Stifte mit schwarzer Tusche, die durch den Korridor fließt, als wäre sie ein Bach, der die Trauer der Stuben aufleben lässt.

Deine an dem Dach immer noch herunterhängenden goldenen Strähnen, deren Schönheit mich reizt, mich selbst umzubringen, sind immer noch so glänzend – genauso wie sie es vor sieben Jahren waren.

Ich war immer ein erfolgloser Autor. Ich war ein Halbdichter, Halbliebhaber und am Ende war ich ein Halbverbrecher und ein Halbopfer... Ich war, liebe Emessa, die Hälfte der Krankheit, von der du getötet worden bist.

Für jede Hälfte warst du die andere Hälfte und an diesem Abend werde ich dein Gast sein!"

Emessa's Grab sah ganz alt aus. Und es war das hundertste Mal, dass er ihr diese Worte sagte und das hundertste Mal, dass der Friedhofswächter ihn bei seinem Versuch störte, sich mit einem Holzstück umzubringen.



Die salzige HEIMAT

Der Sonnenschein, der von der Gebärmutter der Dunkelheit geboren wurde, schlich durch das Fenster seines Zimmers hinein, nachdem die schlimmste Nacht vorbei war.

Sie war ganz anders als die normalen Nächte, weil er nicht schlief. Er begrüßte den Morgen und hoffte, während des Sonnenaufgangs Antworten auf seine Fragen zu finden. Die Fragen, mit denen er sich in der letzten Nacht verausgabte und auf die er jedes Mal eine Antwort zu finden glaubte, hatten in Wirklichkeit jedoch keine Chance, beantwortet zu werden, denn die gefundenen Antworten ließen neue Fragezeichen und Zweifel entstehen.

„Ist das schon wieder Heimweh?“ – fragte er sich. „Habe ich mich an das neue Leben noch nicht gewöhnt? Wurde es mir aufgezwungen? Wie kann ich meine tiefe Vergangenheit ausblenden und sie in die Täler der Vergessenheit verbannen? Wie kann ich weiterleben, obwohl es eine Hand gibt, die mich nach hinten zurückzieht? Die Lösung dafür habe ich noch nicht gefunden!“

Ein neuer Tag voller Lügen begann und er musste „wie immer“ die Freude vortäuschen, dass seine Situation nicht elend sei. Der Wecker klingelte und störte, war

jedoch überflüssig, da er in der vergangenen Nacht seine Augen eh nicht schloss. Die Morgenbrise verlieh ihm Lust auf den Schlaf und er schlief ein. Er ging weit weg und sah alles heller. Das Schwarze wurde grau. Der Schlaf brachte ihn in den Himmel, brachte ihm ein unglaubliches Gefühl, dort zu sein, wo seine Heimat ist, wo er sein Leiden vergessen und wo er seinen Unsterblichkeitsglauben wiederfinden konnte.

Als er aufwachte kam es ihm vor, als würde sich die ganze Welt bewegen, außer ihm selbst. Er ging zur Küste, wo er das sagen konnte, was er wollte, wo er die Wörter nicht wählen musste, wo man ihn verstand, sogar wenn er kein Wort sprach. Er stand am Strand und schrie in die Ferne: „Rosenroter Hafen, dort, sag mir, welches Schiff dich erreichen kann?“ Aber leider zeigte sich das Meer im Gewand seiner Endlosigkeit und der Hafen schien so weit, dass die Schiffe ermüden und verloren gehen würden, ehe sie dort eintreffen. Kein Anker wird dort geworfen werden können, wo das Schiff des Krieges verankerte.



Er wollte tanzen wie „Zorba“, über den er einmal gelesen hatte. Er wünschte, dass das Meer sich in einen echten Weg verwandeln würde. Er wünschte, dass er bis zum Ufer schwimmen könnte. Selbst endloses, ungeheuer anstrengendes Schwimmen würde er lieber in Kauf nehmen, als die derzeitige Situation weiterhin zu ertragen.

In seinem Zimmer schaute er seine Bücher und Hefte durch. Auf einem Heft fielen auf einmal lose Blätter herunter. Es waren seine Liebesbriefe, die noch nicht geschickt wurden – geschrieben an das Mädchen, dem er sein Herz vergeben hatte. Nun lebt sie hinter den Grenzen. Zwischen ihnen liegen Tausende von Träumen und ein Krieg.

Unglücklicherweise ist der Krieg jedoch stärker.

Kein Briefträger arbeitet in der Zeit des Kriegs.

Er hat sie nicht gesehen, seitdem er seine Heimat verließ. Sie wuchsen zusammen auf und waren zu dritt in der Liebe – er, sie und die Heimat.

Er hatte keine Ahnung, ob er gehen müssen oder bleiben wird, ohne einen Job finden und sein Studium fortsetzen zu können. Seine Tage flossen so schnell, dass er etwas tun musste. Die Frage, zu gehen oder zu bleiben, drängte sich immer mehr in seinen Alltag. Er brauchte nicht so viele Sachen. Er packte nur seine Briefe und ein paar andere Papiere ein, wollte auch die Bücher mitnehmen, aber eine raue Männerstimme teilte ihm unmissverständlich mit, keinen extra Platz für „diese entbehrlichen Dinge“ zu haben.

Die Reise sollte in drei Stunden starten, aber so richtig dafür entschieden, hatte er sich noch nicht, zumindest fühlte er sich so. Er trug seinen Koffer heraus und stand nun vor der Tür seines Zimmers wie jemand, der vor dem Tor in die Hölle steht. „Wo gehe ich hin? In die Fremdheit? Ins Exil?“ Seine Heimat blieb hinter ihm und nun hatte er einen langwierigen Weg vor sich. Wie die Geister liefen sie in der Nacht bis zur Küste. Die Reisenden waren sieben Personen, die mit einem kleinen

Fischerboot in ein Land wollten, das ihnen eine Zukunft bot. Sie gingen...

„Meine Heimat – meine Mutter, du bist die Liebe, die Seele und der Körper. Mein kaltes Ertrinken erinnert mich, wie warm es in deinem Schoße war. Der Himmel ist dein Körper. Die Welt ist deine Krücke. Du bist unsterblich, die ewige Hauptstadt der Äonen, ein Roman über Tausende von Jahren, unvergängliche epische Sinfonie, Heimat für diejenigen, die keine Heimat haben, deine Grenzen sind die Sonne und der Himmel der über dem Himmel ist. Vergib mir...“

Er sah seine Briefe auf dem Wasser, hörte kein Geschrei mehr von den anderen und sah, wie die Sonne aufgeht... in dem traurigen Osten. Er weinte: „Rosenroter Hafen, dort, sag mir, welches Schiff dich erreichen kann?“ Es kam ihm vor, als würde er ertrinken, genauso wie seine Heimat: „Wer weinte all diese Tränen?“ Er blickte zur aufgehenden Sonne hoch: „Meine Heimat, während meiner Reise werde ich immer wieder nach dir schauen.“

Staub

Staub

Ich sehe nur Staub. Und selbst dann, wenn ich die Augen zumache, spüre ich ihn auf meiner Haut, rieche ihn. Arzt zu werden war mein Kindheitstraum. Dieser Traum ist nun vom Staub umzingelt.

Die Sehnsucht nach den alten Zeiten packt mich immer wieder, greift nach meinen Gedanken und bohrt sich schmerzhaft in mein Herz.

In diesem Klinikum hatten wir viele Seelen gerettet,

selbst als wir an einem sehr starken Mangel an Materialien litten. Wir waren Hände und Rückenstützen von all den armen Menschen, die uns brauchten. Wir haben uns verantwortlich gefühlt.

Dieses Klinikum war nicht nur mein Arbeitsplatz. Es war auch mein Zuhause, wo ich mich immer wohl gefühlt habe.

Als ich Medizinstudent war, hatte ich es mir nicht einmal im schlimmsten Alptraum vorstellen können, dass ich eines Tages selbst unter Schmerzen leiden und um Hilfe schreien werde!

Die Stimme eines Kindes dreht sich in meinem Kopf: „Herr Doktor, werd' ich am Leben bleiben? Hast du meinen Vater gesehen? Wo ist denn meine Mutter?“

Was auf der Welt hätte ich gegeben, um all seine Fragen mit einem ehrlichen, aufrichtigen „Ja“ beantworten zu können? Ich schaute in seine Augen, versank darin und schrie innerlich vor der eigenen Hilflosigkeit in Anbetracht der Ungerechtigkeit. Der Junge war der einzige Überlebende aus seiner Familie nach einem Luftangriff. Nun bin ich selbst in dieser Situation. Ich bin alleine hier – seeleneine, umgeben von Staub und Asche, inmitten eines wohl größten Mahnmals an einen verlorenen Kampf... In diesen Kampf waren wir alle verwickelt und haben ihn bis zum Schluss auf Seiten verletzter, kranker, bedürftiger Menschen geführt. Es war ein Kampf für die Menschlichkeit, für unsere Zukunft und unsere Träume...

Der Staub lichtet sich allmählich. Langsam sehe ich meine Kollegen um mich herum liegen. Ich versuche es, mich in ihre Richtung zu bewegen.

Es geht nicht...

Ruhe... Es ist so still, als wäre die gesamte Stadt gerade ausgelöscht worden, als wäre nichts mehr da. Man hört einfach gar nichts und sieht nur Trümmer.

Nachdem ich meine Eltern in meiner Heimatstadt zurückließ, habe ich mit meiner Mutter jeden Tag telefoniert. Doch seit ein paar Tagen funktioniert nichts mehr. Meine Familie war immer stolz auf mich und darauf, was ich tue, obwohl meine Mutter mich nur schweren Herzens gehen ließ, weil sie wusste, welche Gefahren meine Arbeit birgt.

Ein Arzt kann sich selbst nicht heilen! Das verstehe ich erst jetzt. Zuvor habe ich darüber nie nachgedacht! **Grau...** Als Ärzte waren wir immer neutral. Für uns gab es keine Gegenlager, keine Feindesgruppierungen. Für uns gab es nur Menschen – Menschen, die uns brauchten. Das blinde Feuer des Krieges traf uns trotzdem – genauso wie es den Jungen und seine Familie traf. Schließlich sind wir auch nur Menschen... „Das Ende kann aber jetzt nicht kommen! Es ist kein Ende! Ich bin meinen Weg noch nicht zu Ende gegangen.“ Ich spüre wie sich ein Widerstand in mir aufbaut. „Ist nicht einmal aus dem Staub Leben entstanden? Aus einem einzigen Staubkörnchen sogar?“ Ich versuche wieder, meine Mutter anzurufen. Vergeblich...

Ich fühle mich zu schwach, um den Gedanken zu Ende zu führen. Es kommt mir so vor, als würden meine Kräfte im Moment nicht einmal ausreichen, um zu hoffen, dass auf der anderen Seite der Leitung, die vertraute, liebevolle Stimme meiner Mutter meinen Namen ausspricht. Ich lasse das Telefon aus der Hand gleiten und sehe zu, wie es in den Staub am Boden fällt...

Staub Staub



Drei Wunden

Es ist 9 Uhr morgens. Nach einer schlaflosen Nacht schendere ich langsam über den verregneten Marktplatz. Ein alter Bauer richtet derweilen seinen Obst- und Gemüsestand auf. Freitags ist hier immer Markt... Schwere, unförmige Regentropfen plätschern vom Himmel in einen Holzkasten voller frischer Kartoffeln. Der Geruch von der an den Knollen haftenden nassen Erde vermischt sich mit dem Aroma von Äpfeln und Zitronen und steigt in meine Nase...

Das erinnert mich an meine Reise in 2011, bei der ich mit einem LKW, der voll mit Kartoffeln und Zitronen gewesen war, fliehen musste – daran, wie die Soldaten den LKW kontrollieren, während ich krampfhaft versuche, mich zwischen dem ganzen Obst und Gemüse unsichtbar zu machen. Ich erinnere mich an die riesige Angst inmitten der säuerlich-erdigen Luft, bis der LKW-Fahrer den Soldaten Geld anbietet, damit sie nicht alles aus dem LKW herausnehmen. Ich will eigentlich nur ein paar Tage im Libanon bleiben, bis die Situation in Syrien sich einigermaßen beruhigt. Doch langsam glaube ich selbst nicht mehr daran.

Ein Schiff, mit dem ich in die Türkei fahren soll, wartet auf mich im Libanon. Also muss ich schnell los.

An der Grenze dauert es lediglich 17 Stunden, bis wir den libanesischen Boden letztendlich betreten dürfen. Wir fahren rein, während 400 Menschen, die auch rein wollten, auf der Erde liegen, als hätte man sie wie Pflanzen samt ihrer Wurzeln herausgerissen und verwelken lassen.

Ich kann nicht alles, was mir in Syrien widerfahren ist, in Syrien einfach lassen. Zu tief bohren sich die Dornen der Ereignisse in mein Herz.

Das Schiff fährt ab, die Wunden tun weh! Auf dem Schiff erinnere ich mich an den Schmerz. Am 16.10.2011 demonstrieren wir auf der Straße und als wir sie überqueren wollen, werden wir von Soldaten beschossen. Zum Glück verfehlen ihre Schüsse mein Herz und meinen Kopf. Ich bin am Bauch, Bein und Rücken verletzt. Trotzdem renne ich zur anderen Straßenseite so schnell ich kann und sehe Menschen auf dem Boden liegen...

Sechs sind damals getötet worden, Dutzende verletzt. Ich klopfe an einer Tür. Eine alte Dame lässt mich hinein und kümmert sich um mich, bis ein Auto kommt und mich ins Krankenhaus bringt.

Die Operation dauert knapp 6 Stunden. Daraufhin verbringe ich nur 10 Tage im Krankenhaus, obwohl ich länger bleiben müsste. Aber wir alle haben Angst vor den Soldaten, die die Patienten täglich kontrollieren. Das gleichmäßige Schaukeln des Schiffs in den Wellen lässt die Erinnerungen an den Schmerz für einen Moment abstumpfen.

Nach einigen Stunden sind wir in der Türkei angekommen und ich suche eine Aufenthaltsstätte, um

die Zeit zu überbrücken, bevor es weitergeht. Dreizehn Tage soll die Reise von hier aus zum „Punkt“ dauern, an dem sich fliehende Menschen mit den Schleppern treffen. Unterwegs kommen uns Männer in schwarzen Autos entgegen und behaupten, mit den Schleppern zusammenzuarbeiten. Sie fordern uns auf, ihnen zu folgen. Wir glauben ihnen gottlob nicht und rufen die Polizei, die uns dann wieder nach Izmir bringt. Unser Versuch, den „Punkt“ zu erreichen, scheitert. Erst nachher erfahren wir, dass die Männer, von denen wir angehalten wurden, zu einer Organhandelsbande gehören. Es braucht noch einen Versuch, bis wir an der Küste endlich ankommen. Wir sind insgesamt 30 Leute!

Ich soll sprachlos in das bereit stehende Schlauchboot einsteigen und die anderen nicht stören. „Frauen und Kinder hätten genug gestört!“ – meint der Schlepper und schreit eine Mutter an, die ihr Kind trägt: „Hast du etwa Angst? Dann hättest du dort bleiben müssen!“

Dort? Er weiß nicht, was uns das Dort bedeutet. Es war unser Dasein, bevor der Krieg es zertrümmerte. Ich stehe vor einer Reise, deren Ziel ich immer noch nicht vor Augen habe. Angst habe ich nicht, aber die Wunden tun plötzlich unerträglich weh! Warum bloß jetzt? Oh Gott! Wohin werde ich gehen? Wem kann ich vertrauen? Wovon kann ich Kraft schöpfen, um all das durchzustehen?



Das Boot fährt ab, die Wunden tun wieder weh!
Wir sind fast da, als der Schlepper mitteilt: „Das Boot ist viel zu schwer. Wir sollen die Koffer und Taschen ins Wasser werfen!“ Doch auch nachdem wir uns des Gepäcks entledigt haben, meint er, nicht weiter fahren zu können. Mit ein paar Mitreisenden entscheide ich mich, die Reise schwimmend fortzusetzen. Für mich ist es keine schwere Entscheidung. Schließlich wusste ich von vorn herein, dass diese Reise nicht einfach wird! Nach 4 Tagen Griechenland, die ich zwischen Kios und Kavala verbringe, soll es weitergehen – und zwar nach Mazedonien. Bis zur Grenze fahre ich mit einem Bus, überquere zu Fuß die Grenze und übernachtete mit anderen neben einer Eisenbahn, um am nächsten Tag mit einem weiteren Bus nach Serbien zu kommen. Der Bus fährt, die Wunden tun weh!
Nach einigen Stunden Fahrt kommen wir in Ungarn an. Um den Fingerabdruck zu vermeiden und die Reise fortsetzen zu können, muss jeder von uns 650 € zahlen.

Mit einem LKW, dessen Fahrer von jedem Reisenden 450 € verlangt, sollen wir weiterfahren – nach Deutschland.
Und hier bin ich – auf dem Marktplatz eines kleinen deutschen Städtchens, umhüllt vom säuerlich-erdigen Duft frischer Kartoffeln und Zitronen.
Die Wunden an meinem Körper wurden gut versorgt, aber meine Seele tut umso mehr weh. All das, was ich erlebt habe, lässt den Schmerz immer wieder aufleben und ich zweifle daran, dass die Jahre sie jemals heilen werden.

Ich flüchtete, weil ich Angst um meine Existenz hatte – meine Existenz, die ich immer noch suche. Wohin werde ich gehen? Wem kann ich vertrauen? Wovon kann ich Kraft schöpfen, um all das durchzustehen?

Der Briefträger

Der Briefträger

Ein flüchtiger Blick nach oben äußerte seine Angst und seinen Zweifel. Ein schwarzer Schmetterling... Ein Schmetterling, dessen Bewegung nichts war, was die Ruhe des Raumes unterbrechen konnte, flog um die Lampe herum.



Der Stuhl quietschte, als er ihn nach hinten drückte und aufstand. Ihm war schwindlig. Er hielt seinen Kopf mit beiden Händen und schüttelte ihn. An seine Vergangenheit konnte er sich nicht erinnern. Die Einsamkeit riss sein Leben plötzlich fort. Er wollte sich erinnern – an die Reise von der Heimat bis in die Hölle des Exils, an den Isthmus zwischen der Existenz und Leblosigkeit. Eine Körperverletzung verbannte ihn aus diesen Zeiten, er lebte außerhalb der Orte, außerhalb seines Zeitraumes.



„Mein Heim hat mich mit meinem Blut verlassen. Welche Bedeutung hat das Überleben denn noch?! Wer hat es entschieden?! Wer hat denn diesen Entscheidern das Recht gegeben, so zu entscheiden?!“

Der Schmetterling flatterte zweimal um die Lampe herum und klebte dämlich dann an der Fensterscheibe. Auf dem Tisch lag seit Monaten ein Brief. Er wollte ihn seiner Mutter schicken, hatte ihn hundertmal gelesen und legte ihn wieder auf den Tisch.

Eines Tages, als er seinen Kaffee in einem gewöhnlichen Café trank, kam ein alter Mann und setzte sich an einen Nachbartisch. Der Mann hatte sehr viele Briefe mitgebracht. Das ist dem jungen Mann aufgefallen.

„Was ist dieser alte Mann wohl von Beruf?!\", fragte er sich.

Sein Kaffee war fertig und als er das Portemonnaie herausnehmen wollte, stellte er überrascht fest, dass er es in seinem Zimmer vergessen hatte.

„Bitte! Ich gehe kurz und bringe das Geld. Ich trinke meinen Kaffee hier jeden Tag.\", sagte er voller Verlegenheit dem Chef des Cafés. Aber der Chef ärgerte sich und drohte mit der Polizei: „So was geht gar nicht!“. Der alte Mann mischte sich ein: „Ich bezahle das Geld, es ist doch kein Grund, zu streiten.“

Der junge Mann dankte ihm: „Warten Sie bitte, bis ich nach Hause gehe und Ihnen das Geld bringe. Aber bitte erlauben Sie mir eine Frage: Was sind Sie von Beruf?!“. „Ich bin Briefträger“, antwortete der alte Mann. Der junge Mann ist mit riesiger Geschwindigkeit nach Hause gelaufen – voller Hoffnung, dass er nicht nur die Münzen bringen konnte, sondern auch den Brief,

der auf seinem Tisch schon lange gewartet hatte.

Als er die Tür des Zimmers aufmachte, war er schockiert, einen Brief unter der Tür gefunden zu haben. Er hatte den Briefumschlag blitzschnell aufgemacht und las:

„Lieber Neffe,
es tut mir so leid, dir das zu schreiben, aber ich hatte keine andere Wahl. Die Wahrheit ist manchmal nicht so einfach zu äußern.
Deine Mutter ist gestorben, als sie...“

Er konnte nicht mehr lesen, mit jedem Wort wurde das Blatt dunkler. Er konnte nicht mehr verstehen, was die Worte bedeuteten, setzte sich auf den Stuhl, nahm seinen alten Brief in die Hände und merkte, dass die Adresse des Empfängers fehlte...

Er ließ seinen Kopf auf den Tisch sinken, während der schwarze Schmetterling wieder damit anfang, seine Runden zu drehen...



Der Maler



Adnan Ahmad

Herr Ahmad zeichnet bereits seit seiner frühesten Kindheit. Diese war stark von der Flucht seiner Familie aus Palästina ins damals sichere Syrien geprägt. Bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahr war Syrien die Heimat seiner Familie. Dort heiratete er und wurde Vater dreier Kinder. Heute lebt Adnan Ahmad mit einem seiner Söhne in einer Flüchtlingsunterkunft in Mettmann. Zeichnen ist seine Leidenschaft, für die er hier in Deutschland viel Zeit hat. Aktuell arbeitet er an dem Portrait seiner Frau, mit dem er sie im kommenden Jahr überraschen will, wenn sie nach Deutschland kommen wird.

Der Schriftsteller



Samer Al Najjar

2012 begann der damals 18-jährige Samer Al Najjar seine Erlebnisse zu verdichten und in Form von Kurzgeschichten niederzulegen. Im Sommer des Jahres 2014 musste Samer Al Najjar gemeinsam mit seiner Familie seinen Geburtsort Homs verlassen. Seither lebt er in Velbert und konnte unglaublich viel erreichen. Unbeirrt schrieb er weiter, über sich aber auch über die Erfahrungen anderer Menschen. Die vorliegenden Texte sind seine ersten Werke in deutscher Sprache. Seinen Kurzgeschichten verdankt er auch ein Studienstipendium der Heinrich-Böll-Stiftung. Samer Al Najjar studiert seit 2017 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf Germanistik und Politikwissenschaften.

„Ich bedanke mich bei Helena Latz, die mir auf meinem Weg sehr geholfen hat!“

